

XXXIX.

José's Worte.

„Die Barke sinkt — wer hört den letzten Schrei?
Auf offner See allein im wilden Sturm,
Der in den Abgrund heimlich, ungesehn
Die Menschenladung stürzt? wer sah die Woge
Sich auf das rettungslose Fahrzeug wälzen?“

He m a n s.

Ohne ein Wort der Klage, ohne Tränen oder Seufzer hörte José alles mit an. Er verstand es wohl, sich in des Frau's Seele zu denken und begriff auch seine eigne Lage. Daß er seinem väterlichen Freund bald die Augen zuzudrücken hätte, schien ihm glaubhaft, und nach Erfüllung dieser Pflicht mußte er in dieser schrecklichen Haft einsam den Befreier Tod, erwarten. Es kam ihm nicht zu Sinne, daß er doch noch die fremden Lande sehen werde, wohin ihn seine Feinde brächten. Kein Sonnensohn, meinte er, könne Monate lang leben, ohne daß ihm der Vater lächle; ohne Licht und Freiheit zu genießen.

O wie jammerte ihn bisweilen nach diesen allgemeinen, aber so kostbaren Wohlthaten; wie regte diese Sehnsucht die Wasser der Trübsal, die seine Seele umfluteten, stürmisch auf! Oft träumte er von den eisgekrönten Gipfeln der Anden, wie er sie vom Cerro Blanco aus gesehen — oder von den kühlen Gemächern in Yupanquis Haus, und in seinem Ohr klangen süße Lieder, wie sie Coyllur gesungen. Oft auch umschatteten ihn die mächtigen grünen Blätter der tropischen Bäume, so dicht, daß er sie glaubte fassen und pflücken zu können; daß er ihre feuchte Kühle empfand, das Sonnenlicht auf ihnen spielen und glänzende bunte Vögel durch das Gewirr der Zweige flattern sah, und dann weckte ihn deren Gesang oder das Plätschern eines muntern Bächleins. Wenn er dann aufwachend wieder sein Glend erkannte, stand er ohne zu murren auf, pußte die Lampe,